

# *Valentin Thurn*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Mexiko

vom 02. April bis 02 Mai 1999

## **Mexiko – Erste und dritte Welt in einem Land**

Von Valentin Thurn

Mexiko, vom 02.04. bis 02.05.1999

# Inhalt

Zur Person

Die institutionalisierte Revolution hat als Staatsdoktrin ausgedient

Die Zapatisten – eine Guerrilla neuen Typs

Das Versteck von subcommandante Marcos

Ökotourismus im Land der Zapatisten

Flüchtlinge aus dem Hochland gründen neue Urwalddörfer

Den Urwald nützen heißt ihn schützen

Der Wald der Maya

Kollektivfarmen vor dem Ende

Ökotourismus in Oaxaca

In Mazunte werden keine Schildkröten mehr geschlachtet

Epilog

## Zur Person

Valentin Thurn, geboren am 15.05.1963 in Stuttgart, studierte Geographie, Ethnologie und Politik in Aix-en-Provence, Frankfurt/Main und Köln. Diplomarbeit in Spanien über Sinn und Unsinn eines ländlichen Mega-Entwicklungsprojektes in der Extremadura. Abschluss als Diplom-Geograph. 1986 Ausbildung zum Redakteur an der Deutschen Journalistenschule in München, Praktika bei der Badischen Zeitung und dem NDR. Seit 1989 freier Journalist in Köln, zunächst für Zeitschriften wie Merian, Natur & Kosmos, Die Woche und Die Zeit, dann als Autor von Hörspielen und Features für ARD-Radiosender, sowie als Herausgeber von Büchern, zum Beispiel über Wüsten und Umwelt in Osteuropa. Heute hauptsächlich Autor von TV-Dokumentationen für die ARD-Fernsehsender und Arte, mehrere davon preisgekrönt. Er ist im Vorstand der „International Federation of Environmental Journalists“ (IFEJ), initiierte die Gründung im Jahre 1993, sowie die Schaffung eines Fortbildungsprogrammes für Umweltjournalisten weltweit.

## Die institutionalisierte Revolution hat als Staatsdoktrin ausgedient

Es ist Ostersonntag, und der Erzbischof Héctor González Martínez steht in vollem Ornat am Altar. Doch was er in seiner Predigt sagt, passt so gar nicht zum Festtag: „Die Korruption ist überall in diesem Land. Auch in dieser Kirche“. Lange Pause. Betretenes Schweigen. „Viele fühlen sich wohl in ihrer Versklavung. Doch Jesus zeigt uns, wie wir unsere Ketten abwerfen können“. Revolutionäre Worte in der Kathedrale von Oaxaca, einem imposanten Kolonialbau aus dem 16. Jahrhundert. In Mexiko ist die Befreiungstheologie nach wie vor sehr mächtig – vor allem im Süden, wo der Gegensatz zwischen arm und reich in den letzten Jahren zugenommen hat, und damit auch die Gewalt.

Für jeden Touristen sichtbar wird dies auf dem Zócalo von Oaxaca, dem zentralen Platz der Stadt, zwischen Straßencafés und Bettlern: Direkt vor dem Gouverneurspalast kampieren hier seit zwei Jahren knapp 100 Indio-Frauen aus den Bergen von Loxicha. Hier kochen und schlafen sie, verkaufen Körbe und ziehen ihre Kinder auf. Auf riesigen Transparenten fordern sie die Freilassung von „102 politischen Gefangenen“ aus dem Gefängnis. Ihre Männer werden verdächtigt, der marxistischen Guerrilla EPR anzugehören.

Hier zeigt sich das Dilemma des mexikanischen Staates: Jede andere lateinamerikanische Diktatur hätte die Frauen längst mit Gewalt vertrieben. In Mexiko hingegen gibt es eine sonderbare Mischung von harter Militärgewalt – im Hinterland, in den Bergen – und demokratischer Diskussionskultur – in den Städten. Und so duldet man die Zeltstadt vor dem Gouverneurspalast.

Anders, als im Rest von Lateinamerika, ist die mexikanische Guerrilla erst in den letzten Jahren entstanden, als Folge der wirtschaftlichen Öffnung des Landes. Zwar ist noch immer die „Partei der institutionalisierten Revolution“ (PRI) an der Regierung, die eine Sonderform des Sozialismus erfand, der das Land mit Hilfe zentral gesteuerter Gewerkschaften befriedete. Der Schriftsteller Mario Vargas Llosa nannte Mexiko deshalb „die perfekte Diktatur“. Doch seit Ende der 80er Jahre orientierte sich Mexiko am Neoliberalismus. Folge: Die Industrien an der Grenze zur USA und rund um die Hauptstadt Mexiko City profitierten, während Südmexiko weit zurückblieb. Dort stagniert der Lebensstandard, vor allem in ländlichen Gegenden, auf dem Niveau der Dritten Welt. Zwar gilt Mexiko eigentlich längst als Schwellenland (und wurde 1994 sogar in die OECD aufgenommen), doch die südlichen Bundesländer Guerrero, Oaxaca und Chiapas sind weiterhin unterentwickelt: Ein Viertel der Bevölkerung sind dort Analphabeten (in Nord- und Zentralmexiko 6 – 9 %), ebenfalls ein Viertel sind Indios (Norden und Zentrum 2 – 4 %), und über die Hälfte verdient weniger als den Mindestlohn (Norden und Zentrum ein Viertel).

### **Die Zapatisten – eine Guerrilla neuen Typs**

Besonders stark traten die Gegensätze nach dem 1. Januar 1994 hervor, als Mexiko der nordamerikanischen Freihandelszone NAFTA beitrat. An diesem Tag begann auch die Erhebung mehrerer tausend Indio-Bauern in Chiapas, die sich in der „Zapatistischen Befreiungsarmee“ (EZLN) zusammenschlossen. In wenigen Tagen eroberten sie weite Teile des Hochlandes von Chiapas, wurden dann allerdings vom Militär schrittweise zurückgedrängt. Eine Guerrilla neuen Typs: Die Zapatisten wollen nicht die Macht mit militärischen Mitteln erringen, sondern den politischen Einfluss der Indios verstärken. Denn auf Kommuniqués alleine, so Zapatisten-Anführer „Subcommandante Marcos“, würden weder Presse noch Regierung reagieren. Der bewaffnete Aufstand sei für die marginalisierten Indios nur das letzte Mittel, Gehör zu finden. In der Hauptstadt Mexiko City brachte ihnen diese realistische Sichtweise viel Sympathie ein. Die Regierung sah sich gezwungen, das Militär anzuweisen, nicht allzu hart durchzugreifen. Und so gibt es heute noch „befreite Dörfer“, in denen die Zapatisten das Sagen haben.

Eines dieser Dörfer ist San Andrés Larrainzar. Ausländer sucht man hier vergeblich, obwohl es nur wenige Kilometer entfernt von San Juan Chamula, einem der Haupt-Touristenziele in Chiapas, liegt. Nach San Andrés fährt kein Linienbus. Einziges Transportmittel sind Pickups, vollgeladen mit Kisten, auf deren Ladefläche sich Dutzende von Landarbeitern zwängen. Vor dem Ort erst die Militärkontrolle, dann eine Kette von Zapatisten, die mit ihrer blo-

ßen körperlichen Präsenz verhindern, dass das Militär weiter vorrückt. Ein Bürgerkrieg ist das nicht, aber was ist es dann?

Auf dem Dorfplatz von San Andrés hat sich eine Menschenmasse versammelt, die meisten mit einem roten Tuch ver mummt – auch die Mütter, die ihre Kinder in dem typischen Indio-Tuch umgebunden haben. Dazwischen Pressefotografen. Vielleicht macht der eine oder andere aber auch Fotos für die Großgrundbesitzer, die mehrfach bereits Zapatisten unter Druck setzten. Nach fester Überzeugung aller hier, haben die Großgrundbesitzer auch die Paramilitärs gedungen, die am 22. Dezember 1997 im nahegelegenen Dorf Acteal 21 Frauen, 15 Kinder und 9 Männer auf grausamste Art und Weise umbrachten.

„Viva Zapata“ rufen die Versammelten, die gereckte Faust nach oben. Es folgen kämpferische Reden, die ein schnarrendes Megafon überträgt. Die Menge wartet geduldig, zwei Stunden lang. Fünf Jahre nach dem Aufstand ist die Unterstützung für die zapatistische Befreiungsarmee offenbar ungebrochen. „Municipio autónomo“ (unabhängige Gemeinde) steht auf dem Transparent über dem Rathaus-Eingang. Ebenso wie in anderen Zapatisten-Dörfern boykottierten die Bewohner von San Andrés die Wahlen, weil die Ergebnisse gefälscht seien, und besetzten ihr Rathaus. Mit einer Art Rätedemokratie, den indianischen Traditionen gemäß, werden die Dörfer nun regiert. Die Regierung erkennt diese Revolte nicht an und hungert die Dörfer aus – kein Geld, kein Strom, kein Wasser. Seit fünf Jahren.

Keine Spur vom Aufstand mehr hingegen in der Hauptstadt von Chiapas: San Cristóbal de las Casas war 1994 nur wenige Tage in der Hand der Zapatisten. Paradoxerweise profitiert die Stadt heute sogar davon. Anzunehmen wäre, dass die Touristen aus Angst vor Attentaten wegbleiben. Das Gegenteil ist der Fall: Heute sind es die Revolutions-Touristen, die aus aller Welt nach San Cristóbal kommen. An jeder Ecke verkaufen Indio-Kinder kleine Stoffpuppen, die ver mummt und bewaffnete Zapatisten darstellen, und die Läden bieten Postkarten und Revolutions-Gedichte von „Subcommandante Marcos“ feil.

Auch in San Cristóbal ist die Sympathie der katholischen Kirche für den Indio-Aufstand unübersehbar: Eine Ausstellung in einem Nebengebäude der Kathedrale schlägt den Bogen vom Befreiungskampf gegen die Kolonialherren bis heute, und verurteilt die Menschenrechtsverletzungen in den Indio-Dörfern. Bischof Samuel Ruiz García vermittelte zwischen Regierung und Guerrilla, bis er im letzten Jahr entnervt das Handtuch warf: „Die Regierung hat offenbar kein Interesse an weiteren Vermittlungsversuchen“, so der Bischof.

## Das Versteck von „Subcommandante Marcos“

Vom Militär eingezwängt, hat sich die Zapatistische Befreiungsarmee in die letzte Wildnis zurückgezogen: Den Lakandonen-Urwald an der Grenze zu Guatemala, den größten Regenwald Mittelamerikas. Viel Bewegungsfreiheit haben „Subcommandante Marcos“ und seine Gefolgsleute jedenfalls nicht: Der Lakandonen-Urwald ist vom Militär umzingelt, abgelegene Täler wurden durch Straßen erschlossen, isolierte Urwald-Dörfer können heute per Flugzeug erreicht werden.

Zum Beispiel „Emiliano Zapata“. Das Dorf mit dem Namen des mexikanischen Revolutionärs, auf den sich die mexikanische Regierung und die zapatistischen Indio-Rebellen gleichermaßen berufen, war bis vor fünf Jahren nur auf einer tagelangen Reise über einen Schlammweg zu erreichen, in der Regenzeit überhaupt nicht. Heute befindet sich neben dem Dorf eine Kaserne mit Flugpiste, und von Ocosingo wurde eine Straße gebaut, auf der man theoretisch in vier Stunden nach „Emiliano Zapata“ fahren kann.

Theoretisch, denn die vielen Militärkontrollen dauern. Insgesamt sind es sechs Checkpoints, und an jedem wollen schwerbewaffnete Soldaten in den Rucksack schauen und notieren sämtliche Daten aus dem Reisepass. Die Prozedur ist umständlich und dauert bis zu einer halben Stunde, denn die meisten Soldaten schreiben offenbar nur selten. Einer krakelt anstatt meines Nachnamens das Wort „Keine“ auf sein Notizpapier, da im Pass „Besondere Kennzeichen: keine“ steht.

Zu guter Letzt kommt dann eine Alkoholkontrolle, denn die Dörfer in der zapatistischen Einflusszone haben ein totales Alkoholverbot beschlossen. Wir sehen offenbar vertrauenswürdig aus und werden daher nicht durchsucht, glücklicherweise, da wir zwei Flaschen Tequila im Gepäck hatten, nichts wissend von der Prohibition im Urwald. Welchen Wert diese Flaschen in der „trockenen Zone“ haben, sollten wir später noch erfahren.

Nach der letzten Militärkontrolle beginnt das Zapatisten-Gebiet. Auf die Holzhütten gemalte Parolen künden davon. Ansonsten aber ist die Grenze unsichtbar, und eigentlich ist es auch keine Grenze, denn das Militär bewegt sich durchaus auch hier, meist mit Hubschraubern. Aber die Bewohner „kooperieren“ nicht mit den Soldaten, sondern sie unterstützen mehr oder minder heimlich die Zapatisten. Wie in Maos Lehrbuch schwimmen auch diese Revolutionäre im Volk, wie ein Fisch im Wasser. Nur so lässt sich erklären, dass „Subcommandante Marcos“ im nahegelegenen Dorf „La Realidad“ urplötzlich zu Interviews mit Journalisten auftaucht und ebenso urplötzlich wieder verschwindet.

In den Dörfern hier, allesamt Neugründungen der letzten 50 Jahre, gibt es keinen Privatbesitz an Feldern und Wiesen, die Bauern bewirtschaften das

Land gemeinschaftlich. Derartige Kooperativen nennt man in Mexiko „Ejido“. Das Kollektiveigentum geht auf uralte Indio-Traditionen zurück und wurde 1935 vom linken Präsidenten Lázaro Cárdenas in der Verfassung verankert. Auf ihn berufen sich die Indios noch heute, wenn sie nach einer Landreform rufen.

Vom legendären Ruf des Revolutions-Generals profitiert auch sein Sohn Cuauhtémoc Cárdenas, der aus der Regierungspartei PRI ausgetreten ist und heute die linke Oppositionspartei PRD anführt: Zunächst gewann er die Wahlen in Mexiko City und wurde Bürgermeister der Hauptstadt. Im Jahr 2000 will er sogar mexikanischer Präsident werden. Er wirbt mit einem linken Programm, in dem eine Landreform versprochen wird und mehr Autonomie für die Indio-Regionen. Immerhin 12 Prozent der mexikanischen Bevölkerung sind Indios, im Bundesstaat Chiapas sogar mindestens ein Drittel der 3,5 Millionen Einwohner.

Im Dorf „Emiliano Zapata“ warten die Bauern aber nicht auf die Regierung, der Glaube an Reformen ist ihnen in den letzten 70 Jahren verlorengegangen. An der Stelle, wo die Straße, oder besser der Fahrweg, endet, ist das Haus von Don Manuel. Der Bauer kommt gerade von einer dreitägigen Reise aus Tabasco zurück, wo er Kakao-Plantagen besichtigte und mit Genossenschaften redete. Don Manuel ist einer der leitenden Köpfe der „Ejidos“. „Kakao wäre eine gute Alternative für uns zum Kaffee“, hofft er, denn die Preise schwanken unterschiedlich: Ist der Kaffee mal wieder ganz unten, hält sich vielleicht wenigstens der Kakao, und umgekehrt. Ökologisch sind beide Plantagen unbedenklich, erklärt uns Don Manuel, denn „ebenso wie der Kaffee braucht auch Kakao Schatten, deshalb lassen wir die großen Urwaldbäume stehen“. So wird der Wald wenigstens nicht ganz abgeholzt. Nur die Vermarktung macht ihm Sorgen. Damit der Transport sich lohnt, werden größere Mengen gebraucht.

Deshalb will Don Manuel mit einigen Nachbardörfern eine Kakao-Genossenschaft gründen. Doch dazu braucht er die Hilfe der Bauerngewerkschaft ARIC (asociación rural de interes colectivo), und die ist zerfallen in einen staatstreuen Teil und einen unabhängigen. Die Auseinandersetzungen zwischen Zapatisten und Regierung blockieren die Gewerkschaftsarbeit seit Jahren. Überhaupt ist es schwierig, in dieser Situation neue Projekte anzuschieben: Immer wieder werden ganze Dörfer vertrieben.

Dabei geht das Militär in der Regel unblutig vor: Die Soldaten isolieren einzelne Dörfer, die der Zusammenarbeit mit den Zapatisten verdächtigt werden, zermürben die Dorfbewohner durch ständige Kontrollen und willkürliche Festnahmen, bis sie schließlich in die Berge fliehen. Die Dorfbewohner vertreibt die Furcht vor einem Massaker wie in Acteal, wo am 22.12.1997 insgesamt 45 Indios auf grausamste Weise umgebracht wurden – in der Dorfkirche. Das Massaker wurde allerdings nicht vom Militär selbst verübt, sondern von einer paramilitärischen Truppe, hinter denen die Großgrundbesitzer vermutet werden.



Doch zumindest Teile des Staatsapparates stecken mit den Paramilitärs unter einer Decke, wie sogar von mexikanischen Gerichten bestätigt wird: Anderthalb Jahre nach dem Massaker, am 21. Juli 1999, wurden 20 Personen zu je 35 Jahren Haft verurteilt. Die Täter sind, ebenso wie die Opfer, Indios. Darüberhinaus, und das ist besonders interessant, wurden 11 Polizisten verurteilt, die nicht eingeschritten waren, um das Massaker zu verhindern, sowie ein weiterer Polizist, der den Tätern die Waffen beschaffte. 68 weitere Personen, unter ihnen der Bürgermeister der Gemeinde Acteal, warten noch auf ihre Gerichtsverhandlung.

Das Massaker von Acteal war vorerst das letzte Blutbad, seither brodelte der Konflikt langsam vor sich hin. „Guerra de baja intensidad“ nennt das der Erzbischof Samuel Ruiz García, „Krieg niederer Intensität“. Er kritisiert, dass die paramilitärischen Gruppen in Chiapas „ständig weiterwachsen und immer wieder Indios aus ihren Dörfern vertreiben, ohne dafür bestraft zu werden“. Dem linken Erzbischof, der Ende 1999 in den Ruhestand geht, wurde vom Papst ein Aufpasser zur Seite gestellt: Bischof Raúl Vera López, ein als konservativ und papsttreu bekannter Geistlicher, der auch die Nachfolge von Erzbischof Ruiz antreten sollte.

Doch schon wenige Monate nach seiner Ankunft in Chiapas solidarisierte sich der neue Bischof mit dem alten Erzbischof. In seiner Osterbotschaft 1999 heißt es etwa: „Die übermäßige Zahl der Soldaten – die Regierung spricht von 25.000, einige Organisationen von 60.000 – hat in die Indio-Dörfer Alkoholismus, Prostitution und Drogenabhängigkeit gebracht“. Der Bischof kritisierte weiter „die ungerechte Verteilung der Reichtümer und Entwicklungsmöglichkeiten, die wahren Ursachen des Konfliktes“. Folge: Die Regierung beschuldigt beide Bischöfe der Parteinahme für die Zapatisten. Und der Papst wird Vera wohl kaum mehr zum Nachfolger von Ruiz ernennen, wie es eigentlich für Anfang des Jahres 2000 vorgesehen war.

Mit oder ohne Kirchengelder, weiterexistieren wird die Menschenrechtsorganisation „Fray Bartolomé de las Casas“, benannt nach dem rebellischen Bischof, der bereits im 16. Jahrhundert die Sache der Indios gegenüber dem Papst verteidigte. Ohne die Menschenrechtler, die regelmäßig auch in abgelegene Ortschaften reisen, würden die Einschüchterungsversuche von Militärs und Paramilitärs vielfach unbekannt bleiben.

Der jüngste Vorfall am 16. April 1999 ist genau dokumentiert: Unweit von Ocosingo, im „Ejido“ San Miguel, hält das Militär einen Autobus an. Alle Passagiere müssen zur Kontrolle aussteigen. Bei einem, Francisco Hernández Cruz, wird ein Papier entdeckt: Eine Auflistung der letzten Willkürakte der Soldaten in seiner Gemeinde Taniperla, die er als Anzeige in die Provinzhauptstadt San Cristóbal de las Casas bringen wollte. Hernández muss sich zur Kontrolle nackt ausziehen, wird bedroht, dass man ihn als Drogenschmuggler

anklagt, wenn er nicht zugibt, von wem er die Liste habe. Dann stecken die Soldaten ein Paket Marihuana in seinen Rucksack. In diesem Moment nähert sich eine Gruppe von Männern, Frauen und Kindern, die gegen die Militärpräsenz protestiert.

Unter lautstarkem Protest erreicht Hernández, dass das Marihuana-Paket wieder aus seinem Rucksack genommen wird. Um die Menge zu zerstreuen, schießen einige Soldaten mehrmals in ihre Richtung und werfen Steine. Die Demonstranten nähern sich dennoch dem Kontrollpunkt, bis schließlich das Militär aufgibt und sich zurückzieht. Die Geschichte zeigt, wie das Militär balanciert, zwischen autoritärem Kurs und der Angst vor Negativberichten, sowohl in der mexikanischen als auch der ausländischen Presse. Mexiko ist keine brutale Militär-Diktatur, aber auch keine Zivilgesellschaft, in der man sich gegen Willkürakte wehren könnte. Zumindest gilt dies nicht für die südlichen Bundesstaaten wie Chiapas. Hier ist es sinnlos, einen Soldaten oder Polizisten nach seinem Namen zu fragen. Das zeigt, dass sie durchaus eine Anzeige fürchten; sie könnte zu einem Richter gelangen, der es ernst meint mit der Rechtsstaatlichkeit.

## **Ökotourismus im Land der Zapatisten**

Die Umgebung von Ocosingo gilt als Zapatisten-Zone. Die Armee baut Straßen, Flughäfen und Kasernen in den Urwald. In San Quintin wurden zum Beispiel 4.000 Soldaten stationiert. Ganz in der Nähe liegt das Dorf „Emiliano Zapata“. Hier endet die Straße von Ocosingo. Weiter kommt man nur noch zu Fuß. Ein Maultier hilft uns, die Rucksäcke zu transportieren. Über eine Hängebrücke queren wir den Río Perlas, dann zwei Stunden Marsch, erst durch Maisfelder, verbranntes Land, schließlich durch dichten Urwald. Dann plötzlich geht es steil hinunter zur Laguna Miramar: Glasklares Wasser, fast 30 Grad warm. Die Sonne scheint, obwohl die umliegenden Berge in Wolken gehüllt sind. Ein Paradies in der Bürgerkriegs-Hölle.

An einem Sandstrand haben die Ejido-Bauern von „Emiliano Zapata“ einige Strohdächer aufgebaut. Hier kann man gegen Entgelt seine Hängematte aufhängen. Außerdem können Kanus geliehen werden. Das ist die einzige Infrastruktur am See. Das Projekt nennt sich „Ökotourismus“, und es verdient diesen Namen ausnahmsweise, denn ohne große Eingriffe in Natur und Kultur profitiert die lokale Bevölkerung dennoch vom Tourismus.

Sonst gibt es am See weder Häuser noch Straßen, auch keine Motorboote. Nur die Militärhubschrauber erinnern hin und wieder daran, dass wir uns in einem potentiellen Bürgerkriegs-Gebiet befinden, in dem zwar seit fünf Jahren nicht mehr geschossen wird, aber der Konflikt weiter kocht. Am frühen

Morgen wird das dumpfe Geschrei der Brüllaffen über dem See von einem rhythmischen Klopfen abgelöst. Es stammt von einem Ruderboot, das noch weit auf dem See draußen ist. Es legt genau dort an, wo wir unsere Hängematten haben. Im Boot sind etwa 20 Indios – Männer, Frauen, Kinder – aus dem Dorf „Benito Juarez“, auf der anderen Seeseite, wo es keine Straßen mehr gibt. Die Route über den See ist ihr einziger Weg zum Markt nach Ocosingo. Mit dabei: Zentnerschwere Chili-Säcke, neben Kaffee das Hauptprodukt des Dorfes. Die Indios tragen sie auf dem Rücken bis nach „Emiliano Zapata“ – zwei Stunden. Dort warten sie auf einen Lastwagen, der sie mitnimmt.

Tagsüber machen wir eine Kanutour auf dem See zur Insel Lacam-Tum. Das dichte Dschungelgestrüpp macht eine Landung auf der Insel schwierig, aber schließlich finden wir den Zugang zu den Ruinen der Stadt Lacam-Tum, einer der letzten Städte des Lakandonen-Volkes. Hierher flüchteten die Nachfahren der Maya im 16. Jahrhundert vor den Spaniern, nachdem diese ganz Mittelamerika unterworfen hatten. Die Unzugänglichkeit des Urwalds schützte die Indios für einige Jahrzehnte. Doch 1586 entdeckten die Kolonialherren die Maya-Stadt und zerstörten sie. Die Lakandonen ließen sich nicht zum Christentum bekehren und flüchteten noch tiefer in den Urwald. Auf der Insel Lacam-Tum ließen sie Pyramiden und Höhlengräber zurück, die vollkommen vom Urwald überwuchert sind und, wie viele weitere Maya-Ruinen, noch der Ausgrabung harren.

Als wir zu unserem Lager zurückkehren, sind die Rucksäcke durchwühlt. Doch es fehlt weder der Walkman, noch das teure Teleobjektiv. Was fehlt, sind die beiden Tequila-Flaschen. Hier im Urwald ist der Alkohol offenbar wertvoller als der elektronische Plunder. Auch die Essensvorräte sind noch da. Faire Diebe also. „Betrachten wir das ganze mal als Revolutionssteuer“, meint unser Führer.

### **Flüchtlinge aus dem Hochland gründen neue Urwalddörfer**

Abends kehren die Bauern aus „Benito Juarez“ wieder zurück. Ihr Dorf ist der letzte Vorposten im Urwald, an der Grenze zur echten Wildnis, in die keine Wege mehr führen und wo keine Menschen mehr leben. Wie die Bevölkerung fast aller Dörfer hier, stammen die Indios aus dem Hochland von Chiapas. Sie waren landlose Bauern und wurden aus ihrem Heimatdorf vor rund 20 Jahren von Paramilitärs im Auftrag eines Großgrundbesitzers vertrieben. In Chiapas kontrollieren weniger als 6.000 Großgrundbesitzer die Hälfte des Landes. Die erdrückende Armut ließ die Indio-Bauern schließlich in den Lakandonen-Urwald flüchten, wo sie ein Stück Land besetzten und den Dschungel rodeten.

In den letzten Jahren entstehen immer mehr solcher Urwaldsiedlungen, mit biblischen Namen wie „Nueva Palestina“ oder „Nueva Galilea“. Hier gibt es

keine Straßen, alles muss von Mauleseln oder Menschen transportiert werden. Der Siedlungsdruck drängt die Grenze des Urwaldes Stück für Stück zurück. Die Baumriesen müssen dabei nicht gefällt werden, es geht viel einfacher: Am Ende der Trockenzeit wird der Wald angezündet. Im April hängt überall Rauch in der Luft, oft so dick, dass man den Himmel nicht mehr sieht. Noch gibt es eine Million Hektar unberührte Wildnis, doch wenn der Siedlungsdruck weiter anhält, ist der Lakandonen-Wald innerhalb von 20 Jahren komplett zerstört. Das Feuerlegen ist natürlich verboten: Der Regenwald ist Biosphärenreservat. Doch niemand überwacht die Gesetze. Bei der politisch angespannten Lage wollen die Behörden offenbar keine neuen Fronten eröffnen.

Außerdem gehört der Wald eigentlich den Lakandonen. Denn noch leben wenige hundert Nachfahren der Maya verstreut im Dschungel. Sie sind eines der letzten Naturvölker Mexikos, erst seit wenigen Jahren sesshaft, und die rechtmäßigen Eigentümer des Waldes, seitdem der mexikanische Präsident ihnen das Land 1973 offiziell übertrug. Doch auch hier ist Papier geduldig. Erst vor kurzem haben die Lakandonen einen Verbündeten im Kampf gegen die Waldzerstörung gefunden: „Conservación Internacional“, so ziemlich die einzige Naturschutzorganisation, die im Krisengebiet Projekte betreut.

Die Dörfer im Reservat sind illegal, aber „Conservación Internacional“ setzt nicht auf eine neue Vertreibung: „Sie sind die Ärmsten der Armen“, so der Projektleiter José Hernandez Nava, „wenn sie Natur zerstören, dann nur weil sie überleben müssen“. Damit sie nicht immer neue Urwaldflächen roden, will ihnen der Agraringenieur ökologische Anbauformen nahebringen. Zum Beispiel die Gründüngung: Bisher ließen die Bauern ihre Maisfelder ein Jahr lang brach liegen und zündeten in der Trockenzeit die dünnen Pflanzenstängel an.

Der Agraringenieur zeigt ihnen, dass sie stattdessen Bohnen pflanzen sollen, die als „frijol“ zur täglichen Kost der Bauern in ganz Mexiko gehören. Während mit der Brandrodung der Waldboden nur zwei Jahre lang fruchtbar bleibt, kann man mit einer Mais-Bohnen-Mischkultur elf Jahre lang gute Erträge erzielen. Das Geheimnis: Die Wurzeln der Bohnen binden Stickstoff, wenn die Bauern die Pflanze nach der Ernte dann unterpflügen, wird der Boden fruchtbarer. Allerdings kostet die Methode etwas mehr Arbeit als das Abbrennen, denn das Säubern der Felder von Unkraut muss mit der Machete von Hand gemacht werden. Das größte Hindernis für die Überzeugungsarbeit des Agronomen Hernández aber ist das tiefsitzende Misstrauen der Bauern.

Dabei hilft, dass „Conservación Internacional“ ein privater Verein ist und nicht die staatliche Naturschutzbehörde Semarnap, die hier in der Krisenregion als verlängerter Arm des Militärs gesehen wird und deren Angestellte schon mal gefesselt im Straßengraben gefunden werden. Das muss auch vor dem Hintergrund gesehen werden, dass die Behörde mit Hilfe des Militärs bereits mehrere illegale Dörfer im Biosphärenreservat gewaltsam umsie-

delte. Die letzte Vertreibung geschah erst vor acht Monaten, oberhalb von Ixcán, wo die Soldaten vier Männer festnahmen, ihre Familien zur Rückkehr zwangen und ihre Holzhütten in Brand steckten. Ältere Siedlungen, am Rand des Schutzgebiets, mit insgesamt rund 8.000 Einwohnern, werden toleriert.

### **Den Urwald nützen heißt ihn schützen**

Um diese kümmert sich der private Naturschutz: Regelmäßig fährt José Hernandez Nava in die Urwalddörfer – von der Provinzhauptstadt Tuxtla Gutierrez ist das eine Tagesreise hin, und eine wieder zurück. Tagsüber geht er zu den Bauern aufs Feld, abends hält er Vorträge mit Hilfe von Videorecorder und Stromgenerator, die er auf seinem Jeep mitbringt. Zum Beispiel über Vanillepflanzen. Für natürliche Vanille werden in Zukunft höhere Preise erwartet, wenn sich herumspricht, dass künstliches Vanillearoma stark allergieerregend ist. Die Vanille wächst als Rankpflanze im Wald, der Schutz der Bäume ist also geradezu eine Voraussetzung für eine gute Ernte.

Auf die Initiative der Naturschützer von „Conservación Internacional“ geht auch das Schmetterlings-Projekt im Dorf „Cha-Jul“ zurück: Mit Käschern fangen die Dorfkinder bunte Urwald-Schmetterlinge, die dann getrocknet und gerahmt als Wandschmuck verkauft werden. Der Laden der Vertriebsfirma „Montes Azules“ in Mexiko City sorgt für den Absatz. Für die relativ seltene Art „*Agria aedon rodriguezi*“ zum Beispiel, zahlen Sammler umgerechnet 300 Mark. Es dürfen maximal 30 – 40 von diesen Schmetterlingen pro Jahr verkauft werden, und das ist unproblematisch, denn die Entnahme einzelner Exemplare kann die Natur gut verkraften.

Die Naturschützer erreichten ihr Ziel: Ein 120 Hektar großes Waldstück soll nun erhalten bleiben, das ursprünglich zwischen den Bauern des „Ejido“ aufgeteilt werden sollte, und wurde als Reservat geschützt. Der Ejido-Rat beschloss, dass hier keine Bäume mehr abgeholzt werden dürfen, um die Einkünfte aus dem Schmetterlingsverkauf nicht zu gefährden. Die Entscheidung war nicht einstimmig. Ein Bauer warnte: „Was ist, wenn das Geschäft mit den Schmetterlingen nicht mehr läuft ? Dann dürft ihr den Wald nicht mehr betreten“. Auch andere Bauern fürchteten, dass der Naturschutz eine Art kalte Enteignung bedeutet, doch schließlich überzeugte das Geld aus dem Schmetterlingshandel auch die Skeptiker.

Die Dorfbewohner von „Cha-Jul“ haben nun auch einen Grund, Waldbrände zu verhindern, denn sie haben gesehen, wie im letzten Jahr die Zahl der Schmetterlinge drastisch abnahm, als es infolge der Trockenheit durch das Klimaphänomen „el niño“ extrem trocken war. In guten Jahren verkauften sie bis zu 10.000 Schmetterlinge, im letzten Jahr waren es weniger als 2.000. Drei

Männer hat die Vertriebsfirma bereits im Dorf angestellt. Einer von ihnen ist Mariano Rene Uriostegui. Er kauft die Schmetterlinge von den Schulkindern und bereitet sie für den Transport nach Mexiko-Stadt vor. Das Schmetterlings-Geschäft ist nicht ganz neu, allerdings für die Dorfbewohner lukrativer als früher: Vor drei Jahren noch, steckten die „coyotes“, wie die Zwischenhändler hier verächtlich genannt werden, den größten Teil des Geldes in ihre Taschen.

Jagd als Naturschutz – das funktioniert nicht immer. Die Papageien zum Beispiel, wurden von den Indios fast ausgerottet, weil sie mit bunten Papageienfedern geschmückte Pfeile an die Touristen verkauften. Eine einfache Idee sorgte für Abhilfe: Angemalte Hühnerfedern sind billiger und genauso schön. Die Indios ließen sich davon überzeugen, und verkauften heute bunte Hühner- statt Papageienfedern.

Das Erfolgsrezept der Naturschützer: Neue Einkommensquellen erschließen, damit die Dorfbewohner nicht nur von Jagd und Landwirtschaft abhängig sind. In Frontera Colosal, unweit der berühmten Maya-Ruinen von Yaxchilan, eröffnete „Conservación Internacional“ sogar ein kleines Hotel, das binnen drei Jahren von der Dorfgemeinschaft übernommen wurde. Doch leider ist dieses Rezept in anderen Teilen des Lakandonen-Urwaldes unbrauchbar, weil die ständigen Scharmützel zwischen Militär und Zapatisten die Touristen abschrecken. Besonders schmerzhaft war für „Conservación Internacional“ der Verlust ihrer Forschungsstation an der Laguna Azul. Mal wurde sie vom Militär besetzt und geplündert, dann wieder von den zapatistischen Rebellen.

Entnervt zog die Mannschaft um José Hernandez Nava nach dem vierten Überfall ab und gründete außerhalb des umkämpften Gebietes eine neue Forschungsstation. Ihr Name „Ixcan“ heißt in der Maya-Sprache soviel wie „Ort der Schlangen“. Auf einem Hügel über dem Río Lacam-Tum gelegen, ist Ixcan nur per Boot zu erreichen. Von hier starten die Expeditionen in den Urwald, um den Lebensraum der letzten Aras und Jaguare zu erforschen und ihn zu schützen. Denn immer wieder dringen Siedler ein, roden eine Insel im Wald und versuchen ein neues Dorf zu gründen. Hier sind die Naturschützer gnadenlos: Sobald sie die Eindringlinge entdecken, alarmieren sie das Militär. Und das ist nicht, wie man sich denken kann, an weiteren potentiellen Stützpunkten der Zapatisten interessiert.

## **Der Wald der Maya**

Als wir nach „Ixcan“ kommen, müssen wir wieder einmal feststellen, dass Verspätungen in Mexiko nicht nach Stunden, sondern nach Tagen gemessen werden. Die Mannschaft ist auf Expedition im Urwald. Sie ist mit Satelliten-



Navigation und Funkgerät ausgerüstet, doch das Blätterdach ist so dicht, dass die Geräte nicht funktionieren. Wir warten und warten. Zwei Tage später schließlich tuckern die Schlauchboote der Expedition den Fluss herauf. Sie haben nicht nur Jaguar-Spuren verfolgt, sondern auch eine neue Maya-Ruine entdeckt. Das passiert hier zwar häufiger, aber in diesem Fall glauben die Biologen, dass es sich um eine ganz besondere Stadt handelt: Sac-Bahlam, die lang gesuchte, letzte Zufluchtsstätte der Lakandonen. Ihre Vermutung wurde jüngst bestätigt von Experten des nationalen Instituts für Archäologie.

In Sac-Bahlam spielte sich im 17. Jahrhundert das letzte grosse Massaker der Kolonialzeit ab. Etwa ein Jahrhundert, nachdem die spanischen Truppen die Lakandonen-Stadt auf der Insel Miramar zerstört hatten, hörten sie von einer neuen Maya-Stadt im Urwald. Jahrzehntlang suchten sie nach der letzten Zuflucht im Urwald und fanden durch Verrat schließlich den Weg. Die Spanier brannten die Stadt nieder und brachten alle Einwohner von Sac-Bahlam um. Damit waren die letzten überlebenden Lakandonen ausgerottet, der Urwald der Lakandonen für Jahrhunderte menschenleer.

Erst Mitte des 19. Jahrhunderts kamen wieder Menschen in den Maya-Wald: Holzfäller. Auch sie haben Bauwerke hinterlassen. Auf der Suche nach der Maya-Stadt stießen die Forscher auf die Ruinen des Holzfällerkontors Casa Romano, am Ufer des Río Tzendales gelegen. Von dort flößten die Holzfäller die Baumstämme den Río Usumacinta hinunter nach Tabasco. Es waren arme Landarbeiter, die wie Sklaven gehalten wurden. Das beschreibt der deutsche Schriftsteller B. Traven in seinen Büchern „Der Marsch ins Reich der Caoba“ und „Trozas“. B. Traven hatte sich in den 30er Jahren zu den letzten Holzfällercamps durchgeschlagen. Schon bald darauf herrschte wieder Ruhe in dem abgelegenen Waldgebiet, der Holzhandel erlahmte, und der Urwald überwucherte die Siedlungen der Holzfäller. Die Holzfirmen hatten zwar Tausende von Quadratkilometern Wald gefällt, doch es war nur ein Bruchteil des riesigen Waldes.

Bald werden Touristen hierher kommen, um die neu entdeckte Ruinenstadt von Sac-Bahlam zu sehen. Die Naturschützer haben nichts dagegen, wollen aber sicherstellen, dass die Bauern im nahegelegenen „Ixcan“ davon profitieren, indem sie das Urwaldhotel von „Conservación Internacional“ übernehmen und in Eigenregie weiterführen. Ob das funktioniert, bestimmt der Rat des „Ejido“ ganz demokratisch: Am Sonntag Vormittag versammeln sich alle Bauern im Gemeindehaus, einer größeren Wellblechhütte mit einem Holzgitter anstelle der Außenwände. „Ixcan“ ist keine reiche Gemeinde, aber man hat seinen Stolz. Die Naturschützer werden erst einmal misstrauisch beäugt. Sie kommen aus der Provinzhauptstadt und sind damit Fremde, ähnlich fremd wie ein deutscher Entwicklungshelfer in Afrika, sofern er die Landessprache spricht. José Hernandez Nava weiß, dass es Jahre dauern wird, bis Vertrauen aufgebaut ist.

Er weiß, dass „Ixcan“ in wenigen Jahren eine rasante Entwicklung durchmachen wird. Das Dorf wurde erst vor sechs Monaten an das Straßennetz angeschlossen. Zuvor konnte man nur mit dem Kleinflugzeug auf einer Wiese landen. Jetzt könnten die Touristen kommen. Doch es bleibt das Problem der Sicherheitslage. Von „Ixcan“ aus kann man herrliche Bootsausflüge entlang des Río Usumacinta unternehmen, zu den berühmten Maya-Ruinen von Bonampak, in die Dörfer der letzten Lakandonen, Lacanjá Chansayab und Frontera Colosal oder die Brutkolonie der Aras, auf einem Baum mitten im Dorf „Reforma Agraria“ (das nördlichste Vorkommen des großen Papageienvogels überhaupt).

Doch guten Gewissens kann man keine dieser Exkursionen einem Touristen empfehlen, denn immer wieder kommt es zu brutalen Überfällen, Vergewaltigungen und Raubmorden. Interessanterweise ist man in dem Gebiet, wo die Zapatisten-Guerrilla operiert, weitgehend sicher vor Banditen. Aber die Zone entlang der Grenze zu Guatemala, fest in der Hand des mexikanischen Militärs, wird von Jahr zu Jahr unsicherer. Obwohl es an der Straße zwischen Cha-jul und Palenque neun Militärkontrollen gibt, werden sogar regelmäßig Linienbusse überfallen. Auch die Drogenmafia ist präsent: Die Region „Marques de Comillas“ südlich des Río Usumacinta, die erst in den letzten drei bis vier Jahrzehnten besiedelt wurde, lebt vom Drogenschmuggel über die Grenze ebenso wie vom Anbau von Marihuana.

Einigermaßen sicher ist nur die Zone rund um die Maya-Ruinen von Palenque, bis zu den Lakandonen-Dörfern. Der Historiker Jan de Vos, der die Geschichte des Maya-Urwaldes niederschrieb, ist übrigens der Auffassung, dass die heute hier lebenden „Lakandonen“ nicht von den ursprünglichen Lakandonen abstammen. Sie seien zwar auch Nachkommen der Maya, aber erst später von der Halbinsel Yucatán hierher geflüchtet.

Diese Lakandonen, von denen es nur noch rund 900 gibt, sind inzwischen eine der Hauptattraktionen von Chiapas. In Filmen und Büchern werden sie als das letzte „Naturvolk“ romantisiert, in der Touristenstadt San Cristóbal de las Casas sorgt sich gar eine Forschungsstation ausschließlich um die Kultur der Lakandonen. „Na Bolom“ ist in einem kolonialen Gutshof untergebracht und wurde vor 50 Jahren von Trudy und Frans Blom gegründet, einem dänisch-deutschen Fotografenpaar.

Heute ist „Na Bolom“ vor allem als Begegnungsstätte und Hotel für Polit-Aktivist\*innen aus aller Welt bekannt. „Na Bolom“ ist aber nicht nur Wallfahrtsziel von Revolutionstouristen, sondern unterstützt die Lakandonen auch ganz konkret in Form eines ambulanten Hospitals. Schließlich befindet sich in der Forschungsstation eine riesige Maya-Bibliothek, in der einige Wissenschaftler arbeiten. Sie beobachten mit einigem Bauchweh, wie die Berühmtheit und das Geld der Touristen „ihre“ Lakandonen verändern. Noch bauen sie ihre



Häuser in den Wald, noch wissen sie um die Heilkraft der Urwaldpflanzen, und noch vollziehen ihre Schamanen die traditionellen Riten. Aber gleichzeitig haben Coca-Cola und Satelliten-TV im Dorf Einzug gehalten, und vor einigen Hütten steht sogar ein Allrad-Jeep. Die Lakandonen widerstanden 500 Jahren Christianisierung, doch jetzt ist ihre Kultur stärker bedroht denn je.

### **Kollektivfarmen vor dem Ende**

Die Lage der mexikanischen Bauern verschlimmert sich dramatisch, von Jahr zu Jahr. Der erste Schlag gegen die „Ejidos“ geschah 1992, im Vorgriff auf die NAFTA-Verhandlungen mit den USA, als die Regierung mit einer Verfassungsänderung den Verkauf von „Ejido“-Land erlaubte. Bis dahin war das kollektive Grundeigentum unverkäuflich und damit vor der Bodenspekulation geschützt. Die Bauern fürchten, dass ihnen nun die Kontrolle über ihr Land entrissen wird, dass sich dort große Unternehmen niederlassen und Exportfrüchte wie Kaffee anbauen. Das hätte fatale Folgen: Die verdrängten Bauern weichen in den Urwald aus und roden weitere Bäume, um Felder anzulegen.

Auch der natürliche Reichtum wäre bedroht: Lokale Pflanzenarten würden verschwinden, die hier seit tausenden von Jahren angebaut werden und die Grundlage für den typischen Lebensstil der Maya-Indios darstellen. So überlebte zum Beispiel im Hochland von Chiapas bis heute eine wilde Mais-Form namens „Teosinte“, die potentiell wichtiges Genmaterial enthält, für die Zucht von Maispflanzen, die unter kühlen und nassen Klimabedingungen besser überleben als die heutigen Kulturpflanzen. Der Teosinte entwickelte sich – wie tausende anderer Pflanzen – gemeinsam mit den Ureinwohnern, die mit ihrer traditionellen Technologie das Land nutzen, und er droht auszusterben, wenn die Landwirtschaft modernisiert wird. Am kommerziellen Erfolg einer Teosinte-Zuchtform werden die Indios aber kaum beteiligt werden.

Bereits heute ist klar, dass durch die NAFTA-Freizone die Preise sinken. Da die USA Mais wesentlich billiger als Mexiko produzieren, bekommen die Bauern immer weniger Geld, und deshalb sank die mexikanische Maisernte seit 1993 um ein Drittel. Die Importe aus den USA stiegen entsprechend. Die Bauern in Chiapas reagierten mit Straßenblockaden, weil sie ihre Familien nicht mehr ernähren konnten. Eine Lösung ist nicht in Sicht, denn anders als in der Europäischen Union, wo die Strukturfonds die schlimmsten Nachteile des Freihandels für die peripheren ländlichen Regionen abfedern, sind in der NAFTA Subventionen verpönt. Deshalb wird sich die Schere zwischen reich und arm weiter öffnen: Die Industrie im Norden und im Zentrum profitiert vom nordamerikanischen Binnenmarkt, während die Südstaaten weiter verelenden.

## Ökotourismus in Oaxaca

Einzigster Ausweg ist auch hier das Erschließen alternativer Ressourcen für die Dorfbewohner. Das dies funktioniert, zeigt der touristisch besser erschlossene Bundesstaat Oaxaca: Rund um die Hauptstadt Oaxaca gibt es kaum ein Dorf, das nicht seine handwerkliche Spezialität entwickelt hat. Die Wollteppiche aus Teotitlán del Valle zum Beispiel, die bunten Fabeltiere aus Holz aus Arrazola oder die Tonfiguren aus Ocotlán de Morelos, sie werden für die Touristen produziert und gelten inzwischen als Markenzeichen für ganz Mexiko.

Über die „Volkskunst“ gibt es Ausstellungen, Filme und Bücher, die stets auf die Indio-Folklore Bezug nehmen. Doch eigentlich handelt es sich nicht um alte Traditionen, sondern um handwerkliche Spezialisierungen einzelner Dörfer, die vor wenigen Jahrzehnten vom staatlichen Vermarktungsbüro ACNUR angeregt wurden. Die Künstler sind zwar tatsächlich Indios, bei denen man staunt, wie grobe Bauernhände plötzlich filigrane Malarbeiten verrichten können. Doch die Indio-Kultur ist nur die Basis, es werden alle Kundenwünsche erfüllt: In der Werkstatt von Doña Aguilar in Ocotlán stehen Tonfiguren der Madonna neben vollbusigen Prostituierten für den US-Markt. Und die Teppiche von Teotitlán del Valle werden schon längst nicht mehr mit den kräftig roten Cochenille-Läusen oder Pflanzen gefärbt, weil die US-Klientel Pastellfarben wünscht, und die lassen sich nicht mit den Naturfarbstoffen erzielen.

Nicht zuletzt dank dem florierenden Handel mit „Volkskunst“ geht es vielen Dörfern im Zentraltal von Oaxaca relativ gut. Gleichzeitig ist aber auch hier der Verlust der indianischen Identität am stärksten fortgeschritten. In Teotitlán del Valle zum Beispiel, sprechen die Kinder meist nur noch spanisch, und beim Volksfest mit dem berühmten „Tanz der Alten“ mit Krückstock, tanzen die Jungen mit amerikanischen Plastikmasken herum, wie in der Großstadt eben. Gleichzeitig gibt es eine starke Rückbesinnung auf indianische Traditionen, allerdings weniger im täglichen Leben, sondern im Museum. Direkt neben dem Teppichmarkt in Teotitlán wurde vor zwei Jahren das „museo comunitario“, eine Art Heimatmuseum, in Eigenarbeit von den Dorfbewohnern errichtet, in dem lokale Indio-Kultur, archäologische Funde und das traditionelle Wissen von Heilkräutern präsentiert werden.

Die Touristen übernachten fast ausschließlich in der Stadt Oaxaca und kommen allenfalls für Tagesausflüge in die Dörfer, die meisten kaufen das Kunsthandwerk in den Läden der Stadt. Dabei könnte ländlicher Tourismus durchaus eine weitere Einkommens-Komponente werden. Die staatliche Tourismusbehörde Sedetur (Secretaria de desarrollo turistico) startete deshalb das Projekt der „Turist Yu'u“: Einfache Übernachtungsmöglichkeiten in den Dörfern, lokale Führer, und die Anlage von Wanderwegen, zum Beispiel zu den berühmten Wasserfällen von „Herve el Agua“. Die wasserüberströmten

Kalksinter-Terrassen im Wüstengebirge sind ein kleines Naturwunder. Das Projekt dürfte allerdings eher inländische Touristen ansprechen, denn die Hotels sind wirklich sehr einfach, die Führer sprechen nur spanisch, die Beschilderung der Straßen ist lausig, und das Klima ist für Amerikaner und Europäer einfach zu heiß zum Wandern.

Sehr viel besser funktioniert da die private Initiative „el monte“, im Gebirge von Ixtlán de Juarez. In einem Waldstück oberhalb des Dorfes „El Punto“ legte der „Ejido“ einen Waldlehrpfad an, baute vier Ferienhäuser und ein Restaurant und umzäunte das Gelände. 12 Dorfbewohner finden hier Arbeit, die meisten von ihnen sind junge Familienväter. Es handelt sich um einen besonders schützenswerten Nebelwald, der früher zur Holzgewinnung genutzt wurde, aber jetzt vor dem Abholzen geschützt ist.

„Ökotourismus ist, wenn die Natur geschützt wird und gleichzeitig die lokale Bevölkerung davon profitiert“, meint Hector Ceballos-Lascurain, der das Wort „Ökotourismus“ vor 20 Jahren prägte und heute die „World Conservation Union“ in Tourismusfragen berät. So gesehen, ist das Projekt „el monte“ echter Ökotourismus. Doch im staatlichen Tourismusbüro Sedetur in Oaxaca gibt es keinerlei Hinweise auf das Modellprojekt. Offenbar informiert die Agentur nur über ihre eigenen Projekte. Immerhin spricht man offen über die Unzulänglichkeiten: „Es gab keinen Strom, aber sonst war alles in Ordnung“, heißt es etwa in einem Bericht über eine „Turist Yu’u“-Herberge. Auch über lokale Feste und Bus-Abfahrtszeiten bekommt man detailliert Auskunft, sollte aber nicht davon ausgehen, dass die Informationen auch stimmen.

### **In Mazunte werden keine Schildkröten mehr geschlachtet**

Eine erfolgreiche Neuorientierung geschah an der „costa chica“, der Pazifikküste von Oaxaca. Zwischen dem Dorf Mazunte und Puerto Escondido wurden jedes Jahr zehntausende von Meeresschildkröten abgeschlachtet, wenn sie zur Eiablage an den Strand kamen. Eine Fabrik in Mazunte packte das Schildkrötenfleisch in Dosen, und auch die Herstellung von Knöpfen und Kunsthandwerk aus Schildpatt schuf viele Arbeitsplätze. 1990 verbot das mexikanische Umweltministerium die Schildkrötenjagd. Und dieses Verbot wird streng überwacht: Während der Brutzeit bewachen bewaffnete, mexikanische Militärs die wichtigsten Strände Tag und Nacht, Eierdiebe haben allenfalls eine Chance an abgelegenen Stellen.

Die Dorfbewohner wurden mit einer Alternative abgefunden: Anstelle der Fabrik findet man heute in Mazunte ein gut organisiertes Schildkröten-Museum vor. In großen Schaubecken schwimmen alle Schildkrötenarten, und sogar die Nachzucht klappt. Allerdings wurden die guten Jobs im Museum an

Auswärtige vergeben, meist aus Mexiko City, die Einheimischen bekamen meist nur Hilfsjobs. Aber immerhin beschäftigen Museum und der dadurch angezogene Tourismus inzwischen fast genausoviele Menschen wie zuvor die Schildkrötenfabrik.

Im Zuge des Öko-Booms wurde auch die Firma „Cosméticos Naturales de Mazunte“ gegründet, mit Hilfe von Anita Roddick, der Chefin des Naturkosmetik-Multis „Body Shop“. Die rund 25 Angestellten stammen allesamt aus dem Dorf. Sie stellen Hautcremes, Shampoos und wohlriechende Öle aus Kokosfett und anderen lokalen Produkten her. Die Mehrheit der Dörfler ist allerdings so arm wie eh und je, arbeitet als Subsistenzbauer oder Fischer. Eine zweite Ausnahme ist die Tourismus-Kooperative im Fischerdorf „La Ventanilla“, unweit von Mazunte. Ein kleines Schild weist auf die Boottrips in der Lagune, direkt hinter dem Pazifikstrand, hin. Einige Fischer aus dem Dorf bauten ein kleines Museum mit Souvenir-Laden und wurden dabei vom mexikanischen Naturschutzverband „Ecosolar“ unterstützt. Von dort werden die Touristen in einem Einbaum durch eine Lagune gerudert, wo sie Reiher und andere Vögel sehen, zu einer Insel mit einer Mangroven-Baumschule. Weil Hurricane „Pauline“ vor zwei Jahren fast alle großen Bäume zerfledderte, will man damit der Regeneration der Mangrovenwälder nachhelfen.

Zwischen Mazunte und der Lagune befindet sich ein drittes Projekt: Die Schmetterlingsfarm von Balin Sivori, einem argentinischen Aussteiger, der hier mit wenig Kapital ein Stück Land zwischen Straße und Pazifik kaufte, und dort ein Zelt aus Netzen errichtete – etwa sechs Meter hoch, Durchmesser 20 Meter. In diesem Zelt züchtet er Urwaldschmetterlinge, die er in der Umgebung findet. Für viele Touristen ist dies der einzige Ort, um die bunten Riesen-Schmetterlinge zu sehen, weil der echte Urwald immer weiter ins unzugängliche Gebirge zurückgedrängt wird. Sie zahlen Eintritt und ernähren Balin und seine Familie.

In allen drei Fällen war also ein Anstoß von außen notwendig – woher sollte ein ungelerner Fischer oder Bauer auch wissen, was ein Ökotourist erwartet? Das der Anstoß von außen auch ungleich brutaler sein kann, zeigt das Beispiel von Huatulco, kaum 50 Kilometer von Mazunte entfernt. Hier startete die mexikanische Tourismus-Entwicklungsbehörde FONATUR vor fünf Jahren ein Megaprojekt des Massentourismus. Dabei war allerdings ein Fischerdorf im Weg. Das Militär fackelte nicht lange und vertrieb die über 1.500 Dorfbewohner – ihre ärmlichen Hütten hätten im geplanten Luxusressort das Landschaftsbild gestört. Einige von ihnen durften neue Hütten aufbauen, in respektvollem Abstand, sie arbeiten jetzt als Hilfskellner oder Zimmermädchen.

Die meisten aber arbeiten nach wie vor in der Landwirtschaft. Doch auch die ist von der Tourismus-Entwicklung bedroht, denn der durchschnittliche US-Tourist, der Golfplatz und Swimmingpool nutzt, verbraucht in den zwei

Wochen, in denen er in Huatulco ist, soviel Wasser, wie ein Einheimischer im ganzen Jahr, schätzt das „centro de soporte ecologico“.

Ohne Bewässerung kann in der Trockenzone nichts angebaut werden. Die Nachfrage nach Wasser ließ die Preise aber derart steigen, dass Familienbetriebe, wie der von Chico Gomez, kurz vor dem Ruin stehen. Gomez baut zwischen Huatulco und Puerto Angel Melonen an und ist auf das Wasser aus den Staudämmen des Gebirges angewiesen. Dabei ist er der reichste im Dorf, der einzige, der in nennenswertem Maßstab Produkte auf dem Markt verkauft. Seine Nachbarn leben von dem, was sie auf ihren Feldern anbauen. Gomez meint düster, es sei nur eine Frage der Zeit, bis auch er wieder zur Subsistenzwirtschaft zurückkehre. Für die meisten Dorfbewohner haben die Hotels in Huatulco trotz Milliarden-Investitionen keine Verbesserung des Lebensstandards gebracht, wohl aber für die gelernten Arbeitskräfte, die aus anderen Teilen Mexikos eingewandert sind.

## **Epilog**

Die jüngste Entwicklung, ein Jahr nach meiner Reise, macht Mexiko noch widersprüchlicher, als es ohnehin schon war. Im Sommer 2000 wurde ein neuer Präsident gewählt: Es gewann Vicente Fox, Vertreter des konservativen Parteienbündnisses PAN, das ebenfalls den neuen Gouverneur von Chiapas stellt. Das Ende, der über 70 Jahre dauernden Herrschaft der Staatspartei PRI, bedeutet einen radikalen Wandel.: Einerseits in Richtung neoliberale Wirtschaftskonzepte (Vicente Fox tritt für eine Intensivierung des Freihandels mit den USA ein), andererseits aber auch Minderheitenrechte für die Indios, sowie Frieden in Chiapas. Am Tag seiner Machtübernahme ordnete der neue Präsident einen Rückzug des Militärs aus dem Lakandonen-Dschungel an, als einseitige Vorleistung für Verhandlungen mit den aufständischen Zapatisten. Dabei war doch die Gründung der nordamerikanischen Freihandelszone NAFTA der Anlass für den Indio-Aufstand in Chiapas. Es bleibt spannend.